

Wort zum Tage

DeutschlandRadio
23.-28. August 2004

Thomas Söding

Einer mit Herz und Verstand:
Der Diakon Philippus

1. *Wer ist Philippus?*
2. *Ein Diakon*
3. *Ein Pionier*
4. *Ein Missionar*
5. *Ein Täufer*
6. *Ein Vater*

Nienborgweg 24, 48161 Münster
0251/869210 soedingms@aol.com

Bergische Universität
Katholisch-Theologische Seminar
42097 Wuppertal
0202/439-2267 oder 2266
soeding@uni-wuppertal.de

Montag

Wer ist Philippus?

Philipp ist ein beliebter Name. Er hat wieder Konjunktur, aber er ist schon sehr alt. Der Name kommt von den Griechen. Auch bei ihnen war er sehr beliebt.

Philipp heißt auf Deutsch: Pferdefreund. Dieser Name ist Programm. Wer damals den Namen Philipp wählte, wollte für sein Kind das Beste. Wer besaß damals schon Pferde? Wer verstand sich auf sie? Wen konnte man einen Pferdefreund nennen?

Pferde waren zwar auch Arbeitstiere. Aber ein „Philippus“, der ließ vor allem an Rassehengste und edle Stuten denken, an Rennpferde und, nicht zu vergessen, an Kriegssrosse. Könige sitzen zu Pferde – nicht nur auf den Denkmälern des 19. Jh., sondern schon im Altertum.

Philipp ist ein königlicher Name. Der Vater Alexanders des Großen hieß Philipp, der König der Makedonier. Wer sein Kind Philipp nannte, dachte an ihn und an den weltweiten Siegeszug der griechischen Kultur, die mit ihm seinen Anfang nahm. Der Name Philipp ist ein Bekenntnis: zur Modernität, zur Weltoffenheit, zum Zeitgeist.

Im Neuen Testament gibt es zwei berühmte Philipps. Der eine ist der Apostel, einer der Zwölf, die Jesus schon vor Ostern auserwählt und ausgesandt hat. Der andere ist der Diakon, einer der Sieben, die nach Ostern in der Urgemeinde für die Caritas ausgesucht worden sind, aber sich auch an der Verkündigung beteiligt haben.

Beide Namensträger geben zu denken. Auch für Jesus ist der Name „Philipp“ Programm. Er kennt keine Scheu, den Spross einer Familie mit offensichtlichen Sympathien für die griechische Lebenswelt in seinen engsten Mitarbeiterkreis zu berufen. Denn er sieht in den Zwölfen nicht eine schlagkräftige Truppe radikaler Eiferer, sondern ein Urbild des ganzen Gottesvolkes, dem er die Tür zum Reich Gottes öffnet. Auch die Liberalen gehören dazu.

Der andere Philippus, der Diakon, ist ein Brückenbauer zwischen Juden und Heiden. Er ist ein Pionier des Evangeliums, ein Mann mit Herz und Verstand. Er steht dafür, dass die Sache Jesu weitergeht. Er versteht, dass die Botschaft Jesu alle Welt angeht. Mehr als einmal ist er mutig genug, den ersten Schritt zu gehen. Er wagt sich in Räume vor, die andere noch ängstlich gemieden haben. Philippus – sein Name ist Programm: keine Angst vor der Welt, keine Angst vor der Fremde, keine Angst vor der Moderne, sondern Zutrauen in die Überzeugungskraft des Wortes Gottes und praktische Hilfe für Menschen in Not. Mit diesen Tugenden ist das Christentum aufgebrochen; diese Tugenden braucht es mehr denn je.

Dienstag

Ein Diakon

Die Bibel verschweigt nicht, dass es Streit in der Kirche gibt. Von Anfang an. Schon in der Urgemeinde von Jerusalem kommt es zu Auseinandersetzungen. Nach der Apostelgeschichte geht es zunächst nicht um Glaubensfragen, sondern gleich ums liebe Geld. Das hat seine Gründe.

Zu den Stärken der Christengemeinden gehört, dass sie ganz verschiedene Menschen zusammenbringt: Männer und Frauen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Reiche und Arme. Das ist eine große Leistung, vorbildlich bis heute.

Die meisten Christinnen und Christen, die dazu die Möglichkeit hatten, haben viel und gerne gegeben, um die Unterschiede auszugleichen. „Alle Gläubigen bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam“, schreibt Lukas im Blick auf die Urgemeinde (Apg 2,44), und denkt nicht an die kommunistische Abschaffung des Privateigentums, sondern an die großherzige Unterstützung derer, die darauf angewiesen sind.

Freilich muss das Geld bei denen, die es nötig haben auch ankommen. Hier entsteht ein Problem. In der Urgemeinde gibt es zwei verschiedene Gruppen. Beide sind Juden. Aber die einen stammen aus Israel, sie sprechen Aramäisch. Die anderen stammen nicht aus Israel, sondern aus der weiten Welt der sog. „Diaspora“, sie sind zwar in Jerusalem heimisch geworden, sprechen aber nach wie vor Griechisch und haben deshalb vielleicht auch eigene Gottesdienste gefeiert. Aus diesen Kreisen kommt eine Beschwerde. Am ärmsten sind die Witwen dran – zumal, wenn sie keine Kinder haben, die für sie sorgen können. Es muss noch nicht einmal böser Wille sein, aber die „griechischen“ Witwen scheinen zu kurz gekommen zu sein.

Die Zwölf ergreifen die Initiative. Sie erkennen, dass sie nicht alles selbst tun können. Für die Caritas braucht es eigene Verantwortliche. Deshalb werden sieben Männer ausgewählt, die als Diakone die Verantwortung übernehmen. Stephanus ist der erste, der genannt wird, Philippus der zweite. Die Lösung des Konfliktes hat Schule gemacht.

Streit muss es geben – aber Streitschlichter auch. Philippus war einer, der Hand angelegt hat und sich nicht zu schade war, Dienst zu tun. Jesus hätte es gefallen: „Der Größte unter euch soll werden wie der Kleinste, und der Herr wie der Diener“ (Lk 22,26). Menschen wie Philippus haben das ernst genommen. Diakone wie Philippus brauchten wir damals und brauchen wir heute, innerhalb und außerhalb der Kirche.

Mittwoch

Ein Pionier

„Ihr sollt meine Zeugen sein in Jerusalem und ganz Judäa, in Samarien und bis ans Ende der Welt“ – das ist der Missionsauftrag Jesu an die Elf in den Tagen vor seiner Himmelfahrt (Apg 1,8). Die universale Dynamik, die aus diesem Wort spricht, ist zwar konsequent, aber alles andere als selbstverständlich. Sie stößt auf zahlreiche Schwierigkeiten. Solange man in Jerusalem und Judäa bleibt, mag es noch angehen. Aber nicht erst die Heidenmission, schon der Grenzübergang nach Samarien ist schwierig.

Die Samariter haben zwar eine gemeinsame Geschichte mit den Juden. Aber zur Zeit Jesu verläuft zwischen Judäa und Samaria ein tiefer Graben. Die Samariter akzeptieren den Tempel in Jerusalem nicht. Sie rechnen auch nicht die Propheten zu ihrer Bibel. Sie haben ganz eigene Vorstellungen vom Messias. Es herrscht nicht gerade offene Feindschaft zwischen Juden und Samaritern, aber es gibt auf beiden Seiten tiefe Vorbehalte, die mit letzten Glaubensfragen zu tun haben.

Jesus weiß darum. Deshalb hat er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt. In ihm, der Mitleid hatte und sich ohne Ansehen der Person um den Verwundeten kümmerte, ein Vorbild tätiger Nächstenliebe zu sehen, das es nachzuahmen gilt – das ist für Juden eine Provokation, und es ist mehr als eine Provokation: Es ist eine Befreiung, mit neuen Augen Gottes Welt und das Antlitz des Nächsten zu betrachten.

Nach der Apostelgeschichte ist es Philippus, der daraus als erster die Lehren zieht. Die griechischen Judenchristen in Jerusalem werden verfolgt, Stephanus erleidet den Märtyrertod; Saulus-Paulus ist eine treibende Kraft, aber Philippus macht die Not zur Tugend. Lukas erzählt, dass er „in die Hauptstadt Samariens hinabkam und ihnen Christus verkündete“ (Apg 8,5). Er hat keine Berührungängste. Im Gegenteil; den Worten lässt er Taten folgen. In der Apostelgeschichte steht, dass er klare Zeichen gesetzt hat: „Aus vielen Besessenen fuhren unter lautem Geschrei die unreinen Geister aus; auch viele Lahme und Krüppel wurden geheilt“ (8,6f). Nicht auf die Wunder kommt es dabei an, sondern auf die tatkräftige Hilfe für Menschen in Not.

Als Diakon wird Philippus Missionar, als Missionar bleibt er Diakon. Pioniere wie ihn brauchte die Kirche, um den Menschen zu begegnen, die Gott retten will. Pioniere wie ihn braucht sie auch heute.

Donnerstag

Ein Missionar

Einer der sieben Diakone aus der Jerusalemer Urgemeinde, Philippus, ist es, der als erster christlicher Missionar es wagt, den Boden auf samaritanisches Land zu setzen und eine Grenze zu überschreiten, die unüberwindlich schien.

Sein Erfolg, erzählt Lukas in der Apostelgeschichte, ist durchschlagend. „Große Freude“ herrsche in Samaria (Apg 8,8), weil einer damit angefangen hat, in Wort und Tat das Evangelium zu verkünden. Viele werden getauft, „Männer und Frauen“ (8,12).

Darunter ist freilich einer, der seine ganz eigene Geschichte hat und seine ganz eigene Geschichte spielen will. Simon Magus heißt er. Viele sehen in ihm das Urbild des Faust. Ein bewunderter Magier war er, einer mit unglaublichen Heilkräften, den man „die große Kraft Gottes nannte“ (Apg 8,10). War er Jude? War er Samariter? Eher war er ein Heide, ein therapeutischer Star.

Doch Philippus beeindruckt ihn. Als ihm sich die Menschen anschließen, gibt er sich geschlagen (8,13). Gegen die Worte und Wunder des christlichen Diakons kommt er nicht an. Spricht es gegen Simon Magus, dass er sich taufen lässt? Er will auf der Seite des göttlichen Erfolges stehen.

Probleme bleiben nicht aus. Denn als Petrus und Johannes aus Jerusalem nachkommen, um in Samaria nach dem Rechten zu schauen und den Getauften durch Handauflegung die Gaben des Heiligen Geistes zu spenden, will er nicht zurückstehen (Apg 8,14-25). Er bietet den Aposteln Geld an, um gleichfalls den Geist zu erlangen. Petrus kann das nicht dulden. Er weist ihn zurück und mahnt ihn zur Umkehr. Und Simon gibt klein bei. Er bittet die Apostel um ihre Fürbitte. Wird sie etwa verwehrt worden sein?

Sein Geldangebot zeigt, dass er im Grunde noch dem alten heidnischen Denken verfangen war. *Do ut des*: Ich gebe, damit du gibst. Eine Hand wäscht die andere. Hat Philippus das übersehen? Spricht es gegen ihn, dass er Simon Magus getauft hat? Hat er sich Illusionen über diesen eigentümlichen Zauberer hingegeben? Wollte er nur einen spektakulären Missionserfolg erzielen?

Johannes und Petrus kritisieren ihn mit keiner Silbe. Philippus bleibt seiner Linie treu, Menschen für die Kirche zu gewinnen und zu Gott hinzuführen, an die keiner vor ihm gedacht hat. Ob er geahnt hat, dass es Probleme geben würde? Das Risiko hat er nicht gescheut. Und der Erfolg gibt ihm Recht. Solche Missionare brauchen wir auch heute.

Freitag

Ein Täufer

Der Diakon Philippus aus Jerusalem ist ein bahnbrechender Missionar. Er geht als erster zu den Samaritern; er ist auch der erste, der einen Afrikaner tauft. Es handelt sich um einen Mann aus Äthiopien, einen hochrangigen Politiker, wahrscheinlich den Finanzminister der Königin Kandake. Dieser Äthiopier ist auf der Rückreise von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Er gehört zu den gar nicht so wenigen Heiden, die sich vom Judentum haben anziehen lassen. Im vollen Sinn zum Judentum überzutreten, war ihm verwehrt (Dtn 23,2); denn er war – wie viele Hofbeamte damals – ein Eunuch; deshalb wird er im Jerusalemer Tempel über den Vorhof der Heiden kaum hinausgekommen sein. Jesaja aber hatte verheißen, der Tag werde kommen, da Gott auch ihnen, den Kastraten, die nicht kultisch rein seien, einen Platz in seinem Haus bereiten wird (Jes 56,3-7).

Philippus, vom Geist geführt, trifft den Eunuchen im Gazastreifen. Der äthiopische Kämmerer hat, während er im Reisewagen sitzt, ein Buch vor der Nase. Es ist das Vierte Lied vom Gottesknecht, das er liest – jenes Stück aus Jesaja, das seit alter Zeit bis heute in den christlichen Kirchen als alttestamentliche Lesung am Karfreitag verkündet wird.

„Verstehst du denn, was du liest?“ – „Wie denn, wenn es mir keiner erklärt? ... Von wem spricht der Prophet, von sich selbst oder von einem anderen?“ (8,31f.34). Das kurze Gespräch gibt Philippus Gelegenheit, in die Vollen zu gehen. Der Erzähler Lukas begnügt sich mit einer knappen Inhaltsangabe: „Ausgehend von dieser Schriftstelle, verkündete er ihm Jesus“ (8,35) Philippus stellt keine einfache Gleichung auf. Er knüpft dort an, wo Israels Hoffnung auf Rettung ihren dichtesten Ausdruck gefunden hat: im Gedächtnis eines unschuldig Leidenden, der vor Gott für seine Peiniger eintritt. Der Horizont dieser Hoffnung öffnet sich für Jesus. In Jesus begegnet der Äthiopier dem, der seine Frage nach dem Sinn des Lebens beantwortet, weil er sein Leben hingegeben hat – auch für ihn.

Was bleibt zu tun? Der Äthiopier sieht eine Wasserstelle und stellt die richtige Frage: „Was hinderts, dass ich getauft werde?“ (Apg 8,36). Nichts, weiß Philippus und spendet dem Gottesfürchtigen die Taufe.

Die Taufe ist das Sakrament des Glaubens. Sie stellt in die Gemeinschaft mit Christus; sie macht den Täufling zum Mitglied der Kirche. Solche Glaubende wie den äthiopischen Kämmerer braucht die Kirche – und so solche Täufer wie Philippus.

Samstag

Ein Vater

Philippus, einer der sieben Diakone aus Jerusalem, ein Pionier der frühesten Mission, ein Brückenbauer zwischen Juden, Samaritern und Heiden, ist ein Vater von vier Töchtern. Er hat Familie. Während die Apostelgeschichte ihn früher permanent auf Missionsreisen zeigt, erinnert sie zum Schluss daran, dass er auch ein Zuhause hatte. Früh aus Jerusalem vertrieben, siedelt er sich neu in Caesarea an. Es ist eine Hafenstadt, die römische Hauptstadt der Provinz Judäa. In den letzten Jahrzehnten ist in Caesarea viel ausgegraben worden; wer als Tourist und Pilger die archäologischen Stätten besucht, kann sich ein plastisches Bild von einer quirligen griechisch-römischen Stadt in Palästina machen. Schwimmend vom Meer aus ist übrigens der Anblick am schönsten.

Lukas erwähnt in der Apostelgeschichte ein letztes Mal Philippus und dessen ganze Familie, da er von der letzten Reise des Paulus nach Jerusalem berichtet (Apg 21,8f). Das Schiff landet im Hafen von Caesarea an; Paulus und seine Begleiter sind als Gäste im Haus des Philippus willkommen. Gastfreundschaft wird in der ganzen Antike großgeschrieben. Der christliche Diakon wird sie besonders zu seiner Herzenssache gemacht haben.

Paulus zu Gast im Hause des Philippus: das hat freilich eine besondere Pointe. Denn Saulus-Paulus war es doch gewesen, der zu den Verfolgern der Urgemeinde, gerade der Diakone, gezählt und nicht geringe Schuld an der Vertreibung, auch des Philippus auf sich geladen hatte. Aber Vergebung und Versöhnung sind nicht nur leere Worte; die Gastfreundschaft des Philippus und seines ganzen Hauses zeigt das.

Über die Familie des Philippus erfahren wir nicht viel. Doch die dürre Nachricht, dass er vier prophetisch begabte junge Töchter hatte, lässt aufhorchen. Dass ein Diakon Familie hat, ist nichts Besonderes. Man kann verheiratet sein und Kinder haben und sich gerade deshalb besonders für das Evangelium einsetzen.

Aber junge Frauen als Prophetinnen? Das irritiert manche. Für die Urkirche war es nicht ungewöhnlich. In der Pfingstpredigt hat Petrus es mit einem Wort des Propheten Joël angekündigt: „Eure Söhne und Töchter werden prophetisch reden“ (Apg 2,17). Leider erfahren wir nicht, was die Töchter des Philippus prophezeit haben. Aber eines ist klar: Väter wie Philippus und Mütter mit prophetisch begabten Töchtern und Söhnen: für die Kirche damals waren sie ein Schatz – und die Kirche heute braucht sie nicht minder.